Der Schlaf der Kinder.

Guter Schlaf ist Sache guter Ordnung, hörte ich neulich einmal sagen, und ich meine, es ist viel wahres an diesem Wort. Ich baue auf ihm weiter und behaupte, guter, gesunder Schlaf ist Sache der Erziehung. Wenigstens soll die Erziehung des Kindes ihr möglichstes dazu beitragen, seinen Schlaf zu schützen und fürs Leben zu regeln.

Ein guter Geist scheint zu weben und zu schweben im Kinderschlafstübchen, durch das die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge der friedlich schlummernden kleinen Gesellschaft ziehen. Sollte dieser Geist, Friede und fromme Gesinnung im Hause vorausgesetzt, nicht wirklich der der Ordnung und Regelmäßigkeit sein?

Schlaf, ruhiger, tiefer Schlaf, ist ja der beste Erquicker und Ernährer aller Großen und auch sicher der Kleinen. Dem Kinde soll er möglichst anerzogen werden, was nicht nur nötig, sondern durchaus logisch möglich ist.

Regelmäßigkeit und Straffheit im Zubettbringen, Ordnung des Auskleidens, der Säuberung, des Kleideraufräumens, gehören dazu. Ein Kind, das seine Sachen wuschelig von sich strampelt und zusammenwurstelt, wird unruhiger schlafen, als eins, das sie schön glatt neben sein Bett legt. Nicht mit lautem Schelten, sondern möglichst liebreich, kurz und fest sollte aber im Kinderschlafstübchen gewaltet, zu alledem erzogen werden.

Einer der wichtigsten Ordnungspunkte ist aber die Gewöhnung an die richtige Lage im Schlaf.

Soll dem Kinde morgens die Erquickung so recht aus den Augen leuchten, wie sie aus dem Kindergebet leuchtet:

„Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Ich schlief so sanft die ganze Nacht —"

so muß der kleine Körper wohlig, sanft und lang ausgestreckt ruh'n, mitten auf dem Rücken, den Kopf ein klein wenig erhöht, die Hände heraus, den Oberkörper, den ja das nach der Jahreszeit mehr oder weniger warme Nachtkittelchen einhüllt, nicht zugedeckt.

Tief und dabei doch süß und wohlig schläft in dieser Lage das Kind. Es gibt Mütter, die mit dem leichten, sicheren Zudecken gleichsam die süße Ruhe selber über den Schläfer breiten.

Auch das Schließen des Mundes muß konsequent verlangt und fest eingewöhnt werden, wenn das Schlafen mit offenem Munde nicht auf eine Krankheitsursache — z. B. auf Schwellungen im Halse oder der Nase — zurückzuführen und dem Urteil des Arztes zu unterbreiten ist. — Nie, auch im Winter und im kühlen Schlafzimmer nicht, soll die Decke den kleinen Schläfer ganz einhuscheln bis hoch über das Kinn. Die Verwöhnung und Verweichlichung schaffen Ermattung, Unlust und Trägheit, gewöhnen an Bettliegen über die Stunden des Schlafes hinaus, weil früh Spannkraft und Frische fehlen. — Oder auch: das zu warm zugedeckte Kind trampelt die Decken einfach ab. Dann ist aber die Unruhe schon in Schlaf und Traum übergegangen. Durch irgendeine krampfige Lage sucht das bloßgestrampelte Körperchen Anschluß und Wärme. Wird das auf dem Bauche liegende Kind wohl liebe, friedliche Träume haben und mit blanken Augen früh in den Tag lachen? Ich glaube, es wird recht mürrisch und verquert sein, beim Waschen trödeln und träumen. Es hat sich im Traum verlaufen, hat mit heißer Angst seine Mutter gesucht, ist zu spät in die Schule gekommen, hat seine Schreibhefte verloren oder verlegt, kurz irgend etwas war trostlos, verwirrt, verworren, während es schlief.

Richtiges Liegen auf dem Rücken.

Falsche Lage.

Das Schlafen mit offenem Mund.

Seitenlage und Fingerlutschen.

Auch der Daumenlutscher kann sich nicht richtig ausruhen. Durch die verkrampfte Seitenlage ist Lunge und Herz zusammengedrückt und dazu fühlt's der kleine Bösewicht bis in den Schlaf hinein, daß er etwas tut, war er nicht soll.

Erziehung zur guten Gewöhnung bis in den Schlaf hinein, gelegentliche Ueberwachung des Kinderschlafes, nötigenfalls Zurechtlegen des durch falsche Schlaflage sich quälenden Kindes — das alles gehört zur Mutterpflicht, zum Wohle des Kindes, und aus dem allen kommt jener süße Friede, den die vierzehn Engel, die nach dem alten frommen Liede ums Bett des Kindleins stehen, so lieblich und bildkräftig zum Ausdruck bringen.

Genieße still zufrieden
Den sonnig heitern Tag;
Du weißt nicht, ob hienieden
Ein gleicher kommen mag.

Es gibt so trübe Zeiten,
Da wird das Herz uns schwer,
Da wogt von allen Seiten
Um uns ein Nebelmeer.

Da wüchse tief im Innern
Die Finsternis mit Macht,
Ging nicht ein süß' Erinnern
Als Mondlicht durch die Nacht.

Das kindliche Fragealter.

Von Professor Dr. **Otto Gramzow.**

Im Leben des Kindes gibt es eine Entwicklungsperiode, die von Psychologen als Fragealter bezeichnet wird. Eingehende Beobachtungen und Untersuchungen haben uns über die Wichtigkeit dieses Alters belehrt und uns zugleich interessante Einblicke in die Entwicklung menschlicher Erkenntnis überhaupt vermittelt. Ueber den Zeitpunkt, mit dem das Fragealter beginnt, sind die Forscher zu verschiedenen Ergebnissen gelangt. Pollack berichtet, daß er die erste Frage eines Kindes im 23. Lebensmonat feststellen konnte. Preyer gibt den 28. Monat, Sully den Beginn des vierten Lebensjahres an. Meine eigenen Beobachtungen haben mich belehrt, daß deutlich bewußte Fragen durchschnittlich nicht vor Beginn der zweiten Hälfte des dritten Jahres vom Kinde gestellt werden. Vereinzelte Ausnahmen begründen eine andere Regel nicht. Ehe die erste Frage auftreten kann, müssen zwei Vorbedingungen erfüllt sein: Die kindliche Neugier muß erwacht und die Fähigkeit des Sprechens bis zu einem gewissen Grade erworben sein. Im weiteren Entwicklungslaufe beeinflussen sich dann Neugier und Sprechfähigkeit wechselseitig. Je leichter dem Kinde das Fragen sprachlich möglich ist, und je mehr Freude ihm die erhaltenen Antworten bereiten, desto mehr fühlt es sich zum Fragen angeregt. Die Neugier wächst. In Uebereinstimmung damit ist die beobachtete Tatsache, daß die Neugier des taubstummen Kindes sich weit langsamer und schwächer entwickelt als die des vollsinnigen. Es kann eben nicht fragen.

Beim gesunden Kinde sprengt die erste Frage gleichsam eine Fessel der Entwickelung. Ein unablässiges, unermüdliches Fragen über alles nur Erdenkliche setzt ein. Die kindlichen Fragen lassen gewöhnlich einen größeren Zusammenhang unter sich vermissen. Sprunghaft wendet sich die kindliche Neugier von einem Gegenstand zum andern. Das Geistesleben ist noch ohne Beständigkeit. Leicht und schnell wechselt die Aufmerksamkeit ihr Objekt. Das Interesse ist flüchtig und zielt noch nicht auf tiefere Erkenntnis. Oft ist eine Frage noch nicht beantwortet, wenn schon eine neue hervorsprudelt. Von dieser normalen, gesunden Lebhaftigkeit des Fragens muß man jedoch eine krankhafte unterscheiden. Sie tritt auf bei psychopathischen Kindern von großer Reizbarkeit. Sie nicht allzu stumpfsinnig, so artet ihre Frage lust in Fragesucht aus. Die Natur ihrer geistigen Veranlagung ist daran unzweifelhaft erkennbar, daß sie meist sinnlose Fragen stellen und damit auch fortfahren, wenn das geistig normale Kind längst einen sinnenvollen Zusammenhang in sein Fragen gebracht hat. Es gibt auch Kinder, die zu ihren Fragen weniger von Neugier getrieben sind als von dem Gefallen an einer mechanischen Unterhaltung. Sie fragen, weil ihnen das Sprechen an sich Freude macht. Von ihnen sind die bösartigen Kinder zu unterscheiden, die fortgesetzt fragen, um zu stören, zu quaseln oder sich bemerkbar und wichtig zu machen. Sie sind das Ergebnis einer schlechten Gewöhnung und unzweckmäßigen Beeinflussung. Stets tat man ihnen den Willen und machte viel Aufhebens von ihnen, so daß sie sich unbewußt als Mittelpunkt alles Geschehens in ihrer Umgebung betrachten lernten.

Das normale und zweckmäßig geleitete Kind entwickelt seine Neugier schnell zur Wißbegier, die zum mächtigsten Beweger geistigen Fortschreitens wird. Der russische Arzt Sikorski sagt: „Der Zeitpunkt, wo das Kind seine Tätigkeit auf die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses und des Beobachtungs- und Wissensdranges verteilt, ist in pädagogischer Beziehung von der höchsten Bedeutung." Er empfiehlt eine solche Anregung und Anspannung der kindlichen Aufmerksamkeit, daß der Hunger dadurch zurückgedrängt werde. Daß dies gelegentlich möglich ist, kann nicht bezweifelt werden. Aber als oft gebrauchtes Mittel zur Weckung geistigen Interesses dürfte es sich schnell abnutzen und unwirksam werden. Das jedoch ist richtig, daß mit dem Erwachen der Neugier die Erziehung dahin zu streben hat, den rein leiblichen Begehrungen ein fortgesetzt wachsendes geistiges Gegengewicht zu geben.

Kinder sind furchtsame Wesen. Die meisten Dinge, die ihnen zum erstenmal entgegentreten, erwecken ihnen Furcht. Wenn sie anfangen zu fragen, haben sie einen großen Teil der Furcht überwunden. Sie nehmen den Kampf der Selbstbehauptung auf und suchen, wie Stirner sich ausdrückte, hinter die Dinge zu kommen. Deutlich treten nacheinander drei Fragen auf, die drei aufsteigende Stufen der geistigen Entwicklung anzeigen. Die erste Frage lautet: „Was ist das?" Sie bedeutet in der Regel nur: „Wie heißt das?" Das Kind ist zufrieden, wenn ihm der Name des Dinges, auf das seine Aufmerksamkeit gefallen ist, genannt wird. Zu einem Teil ist die Befriedigung in der Freude begründet, die ihm die Bereicherung seines kleinen Wortschatzes bereitet; Der tiefere Grund dafür, daß sein Interesse mit dem Hören des Namens erschöpft ist, liegt darin, daß ihm Name und Wesen des Dinges gleichbedeutend sind. Es fragt nicht weiter nach Merkmalen oder Eigenschaften, sondern es glaubt mit dem Namen genug davon zu wissen, was das Ding sei. Eine ganz ähnliche Rolle spielt ja der Namen bei ungebildeten Erwachsenen. Jener Bauer, den man auf einer Sternwarte einen Blick in den Himmelsraum tun ließ und dem man dabei mancherlei über die Natur der Sterne mitteilte, war darüber wenig verwundert. Begreifen aber konnte er nicht, woher die Astronomen die Namen der Sterne wüßten! Auch ihm war der Name etwas vom Dinge Unabtrennbares, mit dem Dinge zugleich Gegebenes. Auf dieser Vorstellung von dem unlöslichen Zusammenhang zwischen Ding und Namen beruht es auch, daß man auf früher Kulturstufe dem Worte Wunderkraft zuschrieb. So entstanden Zauberworte und Beschwörungsformeln. Auch in der Philosophie hat die Gleichsetzung von Namen und Wesen des Dinges ganze Denkrichtungen begründet. Das Kind ist am Anfange seines Denkens Nominalist und wiederholt damit eine frühe Stufe menschlicher Entwicklung.

Ein bedeutsamer Schritt ist getan, wenn zum erstenmal die Frage „Warum?" gestellt wird. Das geschieht durchschnittlich im Alter von 3—4 Jahren. Das Kind fragt nach der Herkunft eines Dinges oder der Ursache eines Geschehens. Vorbedingung dafür ist, daß es die Erzeugung von Dingen und die Entstehung und den Ablauf von Handlungen beobachtet hat. Die Veränderlichkeit der umgebenden Welt ist ihm bewußt geworden. Im Verlauf eines weiteren Jahres erweitert sich die Bedeutung der Frage „Warum?" Das Kind erfragt damit dann zugleich den Zweck. Warum haben die Männer einen Bart? bedeutet: zu welchem Zweck? Zwischen Ursache und Zweck oder Endursache wird nicht unterschieden. Bei der Vorstellung vom Zweck läßt sich das Kind ganz leiten von der Anschauung, die es von seinem und dem menschlichen Tun überhaupt hat: Warum geht der Wind? Warum scheint die Sonne? Unmittelbar bezieht es alles auf sich und seinen Nutzen. Es huldigt einer anthropozentrischen Vorstellungsweise, wie es das Menschengeschlecht ungezählte Jahrtausende hindurch getan hat, und wie es der Mensch ohne höhere Ausbildung des Denkens auch heute noch tut.

Die Vorstellung von der Ursache ist eine der wichtigsten des menschlichen Geistes und verdient auch beim Kinde eine nähere Betrachtung. Zuerst wird das Kind durch eine regelmäßig eintretende Aufeinanderfolge auf sie aufmerksam. Es erfährt, daß sein Hunger schwindet, wenn es Nahrung aufnimmt; daß es fällt, wenn ihm der Gegenstand entgleitet, an dem es sich hält; daß die Kugel rollt, wenn es sie fallen läßt. Wenn die Mutter ihm die Nahrung mischt, Zucker in die Milch tut, beobachtet es einen Vorgang, dessen Ergebnis es als eine neue Sache betrachtet. Schnell gelangt es dazu, für Dinge, die es interessieren, selbst Ursachen anzugeben. Es schließt induktive, d. h. von einer Erfahrung auf eine andere. Seine Schlüsse sind Analogieschlüsse. Dabei verfährt es leichtfertig, flüchtig und voreilig. Von rein äußerlichen, unwesentlichen Aehnlichkeiten läßt es sich zu seinen Schlüssen verleiten. Ein Knabe erklärte: „Die Milch ist weiß, weil die Kuh weiß ist." Ein anderer sagte, als er einen kleinen Stock in die Hand bekam: „Wenn der Stock größer sein wird, werde ich ihn als Spazierstock gebrauchen." Er wußte von sich selber, daß er wachsen werde. Diese Vorstellung übertrug er ohne weiteres auf den Stock. Auch vermeintliche Ursachen werden eingesetzt, um durch sie die Wirkungen anderer Ursachen aufzuheben. Ein kleines Mädchen wurde dabei betroffen, daß es sich einen schweren Stein auf den Kopf gelegt hatte. Nach dem Grunde gefragt, äußerte es, daß die Menschen, die groß und alt werden, sterben müßten. Der Stein sollte sein Wachstum verhindern. Bei seinen Schlüssen hat das Kind keine Ahnung davon, daß ein Schluß nur richtig ist, wenn er der wirklichen Beziehung der Dinge entspricht. Auf viele Erwachsene trifft das ebenfalls zu.

Die dritte Stufe kindlicher Geistesentwicklung wird erstiegen mit der Frage nach dem Wie des Geschehens. Sie tritt auf in der Zeit vom 5. bis 6. Lebensjahre. Das Kind hat nun schon die Wirkungsweise einzelner Ursachen beobachtet und möchte in den Fällen, in denen es keine Erfahrungen besitzt, sich das Wissen eines Erwasenen zunutze machen. Wie wachse ich? Wie donnert es? Wie hat Gott die Welt gemacht? Unter dem Einfluß von Erzählungen seiner Umgebung gelangt es leicht zu Fragen metaphysischer Art. Der Glaube an Hexen und Zauberer, Engel und Geister ist ihm lieb, weil er ihm leicht Erklärungsgründe für das Geschehen gibt. Wenn es hört, daß es Engel sind, die jeden Abend die vielen Sternenlichter anstecken, so gefällt ihm diese Erklärung. Seine Phantasie ist angeregt. Es fragt nicht weiter nach dem Herkommen der Engel, sondern höchstens, ob sie von einem Stern zum andern fliegen oder gehen, ob sie auch Feuer zum Anstecken bei sich haben.

Die Betrachtung des kindlichen Fragealters läßt seine große Wichtigkeit für die weitere Ausbildung des Geistes erkennen. Die kindlichen Fragen verlangen ernste Behandlung, und ihre Beantwortung ist oftmals nicht leicht. Die ersten Fragen des Kindes zu beantworten, ist die Mutter berufen. Nicht ohne Grund hat schon Comenius die Bedeutung der Mutterschule ins rechte Licht zu setzen versucht. Der mütterliche Takt wird meist entscheiden müssen, was dem Kinde zu antworten ist. Immerhin sind einige Gesichtspunkte hervorzuheben, deren Nichtbeachtung Schaden anrichten würde. Nie darf die Antwort über das Verständnis des Kindes hinausgehen, sondern es muß eine verständliche Antwort gesucht werden. Kann sie im Augenblick nicht gefunden werden, so darf man dem Kinde ruhig sagen: „Du würdest das nicht verstehen, was Erwachsene darüber wissen, ich will mir aber überlegen, ob ich Dir nicht eine verständliche Antwort geben kann." Es ist durchaus nicht nötig, daß dem Kinde sogleich geantwortet werde, wenn es auch erwünscht ist und dem Kinde selbst lebhaft gewünscht wird. Lieber die Antwort aufschieben, als etwas Unangemessenes antworten. Alle verfühte Belehrung ist bestenfalls wirkungslos, nicht selten aber vom Uebel. Nie darf man dem Kinde absichtlich eine unrichtige Antwort geben. Noch weniger darf man es narren, indem man ihm „einen Bären aufbindet". Das Kind ist sehr leichtgläubig. Ihm unsinnige Antworten geben, heißt: seine Leichtgläubigkeit mißbrauchen. Merkt das Kind, daß man es zum besten gehabt hat, so verliert es sein Vertrauen. Die traurige Folge ist, daß es nicht mehr fragt oder inmitten seines Fragens plötzlich verstummt. Am besten verfährt der Erzieher, der das etwas mehr gereifte Kind anleitet, in Gemeinschaft mit ihm die Antwort auf seine Fragen finden. Dadurch wird das Kind auf den Weg der Selbsthilfe verwiesen. Die Selbständigkeit seines Denkens wird angebahnt. Außerdem übt man zugleich seine Erinnerungskraft; denn es muß auf seine Erinnerungen an frühere Erfahrungen zurückgreifen, wenn es sich etwas Gegenwärtiges erklären will. Dadurch erfahren aber auch Aufmerksamkeit und Interesse eine Stärkung, wodurch das Kind zur Unterscheidung des Wesentlichen vom Nebensächlichen gelangt.

Der strenge Herr Oberst.

Skizze von **Paul Rosenhayn.**

Leutnant Maigrot, der hübsche Pariser Dragoner, strich verlegen seinen schwarzen Schnurrbart. „Sie müssen sich irren, Herr Bürgermeister," sagte er, ein wenig unsicher.

Der kleine, stämmige Bürgermeister, der mit zorngerötetem Gesicht vor dem Offizier stand, ließ sich nicht beirren. Zornig fuchtelte er mit den Händen.

„Ich irre mich nicht!" sagte er ziemlich laut, „ich irre mich nicht, Herr Leutnant Maigrot! Seit acht Tagen liegen Sie mit Ihren Dragonern in unserem Städtchen — und gestern haben Sie sich zum dritten Male erlaubt, meine Tochter zu küssen! Herr Leutnant — das ist — das ist unerhört! Das übersteigt alle Begriffe! Wenn das einer von den deutschen Barbaren getan hätte — aber die halten bessere Zucht als unsere eigenen französischen Offiziere! Nein, Herr Leutnant Maigrot — das lasse ich mir nicht gefallen! Ich gehe zu Ihrem Oberst! Ich beschwere mich über Sie!"

Der Leutnant wollte etwas entgegnen.

„Sie wissen wohl!" schrie der kleine Bürgermeister in höchster Wut, „Sie wissen wohl von dem Befehl, den Ihr Regimentschef vor einigen Tagen erlassen hat? Er werde alle Disziplinwidrigkeiten streng bestrafen!... Nun, ist das etwa keine Disziplinwidrigkeit?"

Der Leutnant senkte den Kopf.

„Ich werde mich beschweren, Herr Leutnant! Sie sollen Ihren Denkzettel haben! Morgen früh, in der Sprechstunde, bin ich beim Oberst! Ich habe die Ehre!"

Damit stieg der dicke Bürgermeister die paar Stufen zu seinem Hause hinauf, warf dröhnend die Tür hinter sich zu und ließ den Leutnant zerknirscht allein.

Leutnant Maigrot, der Pariser Windhund, stand eine Zeitlang unbeweglich und sah dem Wütenden wie geistesabwesend nach. Dann erhellten sich allmählich seine Züge und ein Lächeln trat auf sein Gesicht — als er des reizenden Abenteuers gedachte, gestern abend im Garten, mit der schönen Heloise — des Abenteuers, das ihm diese Strafpredigt eingetragen hatte. Schließlich spitzte er die Lippen zu einem Marsch, drehte sich auf den Hacken herum und ging pfeifend die Hauptstraße hinunter, die zu dem einzigen Gasthause führte, in dem die Offiziere ihr Mittagmahl einzunehmen pflegten.

Aber — je mehr er sich dem „Estaminet aux quatre vents" näherte, desto nachdenklicher wurde sein Gesicht, desto langsamer seine Schritte. Er gedachte der Szene, die er vor drei Tagen mit dem Obersten gehabt hatte. „Sie Pariser Taugenichts!" hatte ihn der Oberst angebrüllt, „eins sage ich Ihnen: noch eine einzige Anzeige, und Sie fliegen ohne Gnade in den Kasten! Sie Windhund!"

Eben wollte Maigrot mit gesenktem Kopf, ohne nach rechts und nach links zu sehen, die Hand auf die Klinke legen, als er sich angerufen hörte. Er wandte sich um: da stand François Navarre. Navarre, der Liebling der Pariser: Navarre, der berühmte Komiker von der „Porte Saint Martin", der zurzeit das verantwortungsvolle Amt eines Burschen beim Herrn Oberst und Regimentschef bekleidete.

„Guten Tag, Herr Leutnant," sagte er mit seiner geölten Stimme, über die man lachte, wenn man sie bloß hörte, „wie geht es Ihnen?"

Leutnant Maigrot zuckte ärgerlich die Achseln. „Wie sehen Sie denn aus?" fuhr Navarre fort. „So ein Gesicht hatten Sie immer, wenn Sie mit mir eine Nacht auf dem Montmartre durchgekneipt hatten!"

„Der Teufel hol's!" knurrte Maigrot. „Was glaubst Du, François, was ich darum gäbe, wenn ich jetzt mit Dir in unserer alten Weinstube auf dem Montmartre säße, anstatt in diesem verdammten Nest in Einquartierung zu liegen!"

„O — ja — ja," pfiff Navarre und schaute seinem alten Kneipkreunde erstaunt ins Gesicht, „was haben wir denn?" und in salbungsvollem Ton setzte er hinzu: „Beichte mir, mein Sohn!"

Maigrot lachte, schob seinen Arm unter den seines Freundes und ging mit ihm ums Haus herum. „Morgen früh fliege ich in den Kasten."

„Was hast Du denn ausgefressen?" forschte Navarre.

„Ich habe die Tochter meines Quartiergebers geküßt — und morgen geht er zum Oberst, um mich zu verklagen."

„O weh," sagte Navarre. „Das ist allerdings ein Verbrechen ohnegleichen. Lieber hättest Du einen Mord begehen können... Ein junges Mädchen küssen — das ist für den Alten einfach eine Ruchlosigkeit. Mach' Dich auf einen Monat gefaßt..."

„Sie ist aber wirklich bildhübsch."

Der Andere wehrte mit der Hand ab. „Dessen bedarf es nicht," sagte er. „In dieser Beziehung habe ich volles Vertrauen zu Dir... Wann will der Bürgermeister zum Alten kommen?"

„Morgen früh. Zur allgemeinen Sprechstunde."

„Hm, hm! Im übrigen klingelt es eben. Du mußt zum Essen gehen. — Also, Pierre: Kopf hoch! Laß mich nur machen!"

„Willst Du etwa ein gutes Wort für mich beim Oberst einlegen? In Deiner Eigenschaft als sein Bursche? Zu gütig."

Der Andere gab ihm einen Schubs. „Mach', daß Du hineinkommst, Herr Leutnant!" Im gleichen Augenblick ging ein anderer Offizier vorüber; Navarre nahm eine dienstliche Haltung an und sagte laut: „Zu Befehl, Herr Leutnant!" Dann machte er kehrt und verschwand, während die beiden Offiziere das Wirtshaus betraten.

* * *

Am Abend desselben Tages erhielt die Bürgermeisterei hohen Besuch. Eben saß der Bürgermeister nach des Tages Mühen rauchend auf der kleinen Bank in seinem Garten, als ein sporenklirrender Tritt näherkam und am Gitter haltmachte.

„Der Herr Oberst!" sagte der Bürgermeister, stand auf und trat näher. „Sind Sie der Bürgermeister?" fragte der Draußenstehende. „Jawohl, Herr Oberst!" „Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Der Bürgermeister öffnete höflich die Gartentür, und der Offizier trat näher. Es war ein alter Herr mit weißem Haar und weißem Bart, mit buschigen Brauen, unter denen ein paar scharfe Soldatenaugen hervorglänzten.

„Herr Bürgermeister," begann der Oberst und setzte sich nickend auf den Stuhl, den ihm der kleine Herr diensteifrig zugeschoben hatte, „ich möchte mich doch einmal bei Ihnen erkundigen, wie Sie und Ihre Stadt mit meinem Regiment zufrieden sind. Wie gefällt Ihnen die Einquartierung?"

Der Bürgermeister machte eine leichte Verbeugung. „Herr Oberst, wir können nicht klagen. Ihr Regiment benimmt sich gut. Allerdings..."

„Allerdings?" wiederholte der Oberst.

„Nun... ich wollte sagen: allerdings gibt es unter so viel Menschen... muß es unter so viel Menschen... auch notwendig ungünstige Ausnahmen geben."

Der Oberst richtete sich auf. „Wovon sprechen Sie, Herr Bürgermeister?"

„Nun... nur so im allgemeinen..." lenkte der Bürgermeister ein, ein wenig erschrocken.

„Nein, nein, Herr Bürgermeister... damit kann ich mich nicht zufrieden geben. Sie sprachen von einer Ausnahme ... ich möchte alles wissen... wer ist diese Ausnahme?"

Der Bürgermeister sah unschlüssig vor sich nieder. Er bereute sichtlich.

„Ich muß darauf bestehen...!" rief der Oberst und stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf. „Ich muß wissen, was in meinem Regiment vorgeht."

„Also —" begann der Bürgermeister seufzend, „in meinem Hause wohnt..."

„Ah..." unterbrach ihn der Oberst, „ich kann mir schon denken!... Herr Leutnant Maigrot! Nicht wahr?"

„In der Tat," stammelte der Bürgermeister.

„Dieser Pariser Windhund! Hat er schon wieder etwas angestellt?"

„Ja!" Der Bürgermeister gab sich einen Ruck. „Er hat meine Tochter dreimal geküßt. Dreimal!"

„Was!" schrie der Oberst und sprang auf. „Dieser verfluchte Taugenichts!.. Herr Bürgermeister... ich muß Sie bitten... schaffen Sie mir Herrn Leutnant Maigrot zur Stelle!"

Der Bürgermeister erhob sich und ging ins Haus. Auch der Oberst war aufgestanden. Die Hände auf dem Rücken, ging er mit kleinen, energischen Schritten im Garten auf und ab.

Ein paar Minuten später betrat Leutnant Maigrot den Garten und ging mit neugierigem Gesicht auf die Bank zu. Plötzlich zuckte er zusammen und blieb wie angewurzelt stehen. Dort ging die martialische Gestalt seines Vorgesetzten, in offenbarer Wut, sporenklirrend auf und ab. Das konnte hübsch werden!... Langsam trat der Bürgermeister hinzu.

„Herr Leutnant, hierher!" Unsicheren Schrittes trat der Aufgeforderte näher. „Herr Leutnant!" sagte der Oberst, und seine Stimme klang wie Donnergrollen, „Herr Leutnant! Was ich heute von Ihnen höre, übersteigt einfach alle Begriffe! Sie haben es gewagt, die Tochter dieses ehrenwerten Herrn Bürgermeisters, unseres verehrten Quartiergebers, in unverschämter Weise dreimal gewaltsam zu küssen!"

„Herr Oberst...!"

„Schweigen Sie!... Herr Leutnant, erinnern Sie sich daran, was ich Ihnen vor einigen Tagen gesagt habe?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Ich hab's ihm ja erlaubt!"

Eine frische Stimme rief diese Worte mitten in den Disput hinein. Die drei Herren drehten sich um. Dort, über das Staket, guckte der hübsche braune Kopf eines jungen Mädchens.

Ueber die Züge des Obersten glitt ein leises Lächeln. Dann strich er sich den Schnauzbart und sagte in verändertem Tone: „Kommen Sie näher, mein Kind!"

Zögernd trat die Kleine heran und stand ein paar Sekunden später, wie von Purpur übergossen, vor dem Gestrengen. „Also Sie haben," begann dieser schmunzelnd, „dem Herrn Leutnant erlaubt, Sie zu küssen?"

Die Kleine schlug die Augen zu Boden und antwortete nicht.

„Reden Sie nur frei heraus," sagte der Oberst in gütigem Tone. Und indem er sie unters Kinn faßte, schmunzelte er: „Denken Sie, Sie redeten mit Ihrem Vater!... Nur Mut... Haben Sie Herrn Leutnant Maigrot erlaubt, Sie zu küssen?"

Das Mädchen senkte den Kopf und sagte mit leiser Stimme: „Ja, Herr Oberst!" — „Aber, Heloise!" rief der Bürgermeister empört.

„Schscht!" winkte der Oberst ab. „Darum handelt es sich jetzt nicht, Herr Bürgermeister. Dies ist eine dienstliche Angelegenheit... Nun, es freut mich ja zu hören, daß das Verbrechen des Leutnants Maigrot nicht ganz so schwer ist, wie wir angenommen haben. Immerhin," und seine Stimme schwoll allmählich an, „was nachbleibt, ist noch schlimm genug... Ich hatte den ausdrücklichen Befehl gegeben, alles zu unterlassen, was der Zivilbevölkerung, die ohnehin unter dem Krieg genug zu leiden hat, Anlaß zur geringsten Unzufriedenheit geben könnte. Sie sollten sich schämen, Herr Leutnant! Sie als Offizier sollten den Mannschaften mit gutem Beispiel vorangehen! Statt dessen — was tun Sie? Hinter dem Rücken dieses geachteten Mannes beginnen Sie eine Liebelei mit seiner Tochter!... Können Sie überhaupt ermessen, Herr Leutnant, was Sie mit Ihrem Kuß in der jungfräulichen Seele dieses Mädchens angerichtet haben? Wollen Sie sie etwa heiraten?"

Der Leutnant schwieg.

„Ah — Sie antworten nicht!... Das heißt also nein!... Da wird einfach drauflos geküßt, und an die Folgen wird nicht gedacht... An die moralischen Folgen, meine ich... Armes Kind!" — Der Oberst streichelte der Kleinen das braune Haar und tätschelte ihren vollen Arm. „Sie ahnen in Ihrer Unschuld ja noch gar nicht, wie schwer das Verbrechen ist, das Leutnant Maigrot an Ihnen begangen hat!" Heloise öffnete den Mund. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," schnitt ihr der Oberst das Wort ab. „Aber — vertrauen Sie mir! Ich werde diese Schmach rächen! Ich werde Sie und Ihren Herrn Vater rehabilitieren!... Morgen früh, Herr Bürgermeister, ziehe ich mit meinem Regiment nach Osten weiter... Sie sollen keine schlechte Erinnerung an uns zurückbehalten... Herr Leutnant! Augenblicklich kommen Sie mit mir! Auf der Kommandantur werden Sie erfahren, was ich über Sie beschlossen habe!"

Und unter den mitleidigen Blicken des Bürgermeisters und seiner Tochter wankte Leutnant Maigrot neben seinem Vorgesetzten zum Garten hinaus.

Eine kurze Zeit schritten die beiden Offiziere auf der dunklen Kleinstadtstraße stumm nebeneinander her. Dann sagte plötzlich der Oberst mit einer Stimme, die merkwürdig gedämpft klang:

„Donnerwetter, ist die Kleine hübsch! ... Hast Du ein Glück!"

Wie vom Donner gerührt, fuhr Leutnant Maigrot herum und starrte dem Obersten ins Gesicht. „Wie meinen Herr Oberst?" fragte er erstaunt.

„Siehst Du!" fuhr der andere mit unerschütterlicher Ruhe fort, „jetzt ist uns allen geholfen: der Herr Bürgermeister ist zufrieden. Du bist gerettet. Der Herr Oberst wird nicht mehr belästigt — und ich — ich habe mal wieder eine kleine Gelegenheit gehabt, mich als Schauspieler zu üben."

Der Leutnant blieb stehen, tat einen Pfiff und starrte dem andern ins Gesicht. „Navarre?" Sein Freund, der Pariser Komiker Navarre, hätte sich als Oberst verkleidet und den Regimentschef gespielt. Und im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden brüllend vor Lachen auf der Dorfstraße. —

Als am andern Morgen die Dragoner zum Tore hinausritten, sagte der Bürgermeister zu seinem Nachbar, dem Apotheker: „Ihr habt ja keine Ahnung, Kinder, was für eine fabelhafte Manneszucht in unserem Heere steckt! Ich hab'l gestern persönlich erlebt, wie streng dieser Oberst mit seinen Untergebenen umging. Ja, in der französischen Armee da ist noch Disziplin! Kein Wunder wenn wir solche Erfolge haben!" —

— Mit dem Aberglauben ist es wie mit einem Nagel, je derber man daran losschlägt, desto tiefer dringt er ein.